

kostbares Material hätten bei genauer Beobachtung und Festhaltung der Fundumstände jene 60 Grabfunde gebildet! Die kaum glaubliche Tatsache, daß etwa 40 Stück gefälschten Goldschmucks unter sie gemengt wurden, wäre nicht möglich gewesen! Man fragt sich auch, wie es überhaupt geschehen konnte, daß die prächtige Waffensammlung und die über 100 Nummern reiche Sammlung silbertauschierten Eisens jeder Fundortsangabe beraubt wurden: Möglicherweise gehört also auch ein Teil dieser Nummern noch zu den 60 Grabfunden, bei denen Waffen bisher gänzlich fehlen! Und andererseits könnten allerlei Kleinbronzen der Grabfundtablets aus aufgelösten Gräbern hinzuge-

fügt sein, zu denen ein Teil jener Eisen-geräte gehörte, können wir doch nur sehr beschränktes Vertrauen „Grabfunden“ entgegenbringen, von denen ein sehr großer Teil durch Hineinmengen von Fälschungen versucht ist! Der wissenschaftliche und materielle Wert höchst wertvoller, der Allgemeinheit gehöriger geschichtlicher Urkunden ist hier bei und nach Hebung der Funde durch Auseinanderreißen und durch Vermengen der Fundkomplexe stark entwertet worden, hoffentlich nicht so stark, daß die meisten Stücke nur noch als Proben in den Rheinlanden gefundener fränkischer Grabbeigaben gelten dürfen.

Trier.

S. Loeschcke.

LITERATUR.

Carl Schuchhardt, *Alt-Europa in seiner Kultur- und Stilentwicklung*. Straßburg und Berlin, Trübner 1919.

Es ist mir eine große Freude, das Erscheinen dieses bemerkenswerten Buches Schuchhardts in den Spalten der *Germania* anzeigen zu dürfen. Denn — es sei schon am Anfang gesagt — das so gedankenreiche Buch scheint mir wie ein Meilenstein auf dem schwierigen Wege unserer prähistorischen Wissenschaft. Fast auf jeder Seite fesseln uns neue Gedanken, erscheinen alte bekannte Sachen in neuem Lichte; an die Stelle hergebrachter totter Systeme tritt ein Bild menschlichen Lebens. Mit Recht sagt der Verfasser selbst: „wenn die Hauptgedanken des Buches Anerkennung finden, werden verschiedene Gebiete durch Umstellung ihrer Gesichtspunkte Nutzen daraus ziehen“. Und daß jedenfalls viele derselben Anerkennung finden werden, halte ich für sicher.

Besonders gilt das für das, was gewiß in erster Linie als einer der Hauptzwecke des Buches betrachtet werden darf, die Klarstellung der eigentlichen Bedeutung des Paläolithikums.

So wie er uns dieses erste Stadium menschlichen Lebens darstellt, nicht nur mit seinen bekannten noch sichtbaren Überresten, sondern auch mit den vielen Erscheinungen materieller und geistiger Kultur, welche Schuchhardts scharfes Auge hinter diesen erkennt, liegt es wirklich nicht mehr da wie die weitentfernte weltfremde Insel, auf welche wir fast vergebens aus weiter Ferne den fragenden Blick zu richten pflegten, ja unmöglich muß es uns erscheinen, daß eine solche Kulturentwicklung in ein so schwindelnd hohes Alter hinaufzurücken wäre, wie es uns die Geologie meistens glauben lassen möchte. So weiß Schuchhardt uns zu zwingen, ihm zu folgen über die „zahlreichen festen Brücken“, welche er uns zu dem „Festland späterer Kulturen“ geschlagen. Zwar fragt man sich hin und wieder, ob er

nicht bisweilen dem immerhin doch sehr dürftigen Materiale zu viel entnehmen zu dürfen meint — weshalb z. B. die auf S. 6 angeführten Zeichnungen „sicher als die Durchschnitte durch eine Rundhütte aufzufassen seien“, scheint mir nicht klar; würde doch auch eine ovale oder viereckige Hütte, wie z. B. die unserer Wohngruben am Uddelermeer (S. 101) von einem primitiven Zeichner kaum in anderer Weise wiedergegeben werden —; aber im großen und ganzen scheint er mir unstreitig erwiesen zu haben, daß hier im Paläolithikum des Westens die Wiege unserer ganzen eigenen europäischen Kultur gestanden hat, daß aus ihm direkt die „westliche Kultur“ späterer Zeiten hervorgegangen ist und daß auch „die ganze Entwicklung im ältesten Mittelmeere vom Westen nach dem Osten“ stattgefunden hat. Daß der größte Teil des Buches von der Verfolgung dieses Gedankens eingenommen wird, und immer wieder neue, schlagende Bemerkungen und Parallelen überraschen, macht die Lektüre nicht nur zu einer wahren Freude, sondern in hohem Maße anregend, auch wenn man es nicht immer wagen möchte, dem kühnen Führer zu folgen. Wenn z. B. Schuchhardt aus der durch das Modell von Melos (S. 151) vertretenen Hausform den südlichen Palast, ja das römische Atriumhaus entstehen läßt, so dürfte man zögern, den kühnen Sprung mitzumachen, aber einen wie weiten Horizont öffnet er da unserem Blicke, wie verlockend weiß er uns da seine Idee vorzutragen!

So will ich auch gestehen, daß mir das Mesolithikum im Westen und in den Muschelhaufen des Nordens viel klarer vor Augen steht, daß es mir als einheitliche Kultur viel annehmbarer geworden ist, nachdem Schuchhardt mir den Zusammenhang und besonders auch die Verwandtschaft der Keramik klargestellt hat.

Auch die Mischkultur im mykenischen Zeitalter Griechenlands und die Abspiegelung

derselben in den Homerischen Gedichten ist uns, soviel ich weiß, noch nie so überzeugend vorgetragen. Übrigens berühre ich hier einen der wichtigsten Punkte des Buches, wo ich wesentlich von Schuchhardts Vorstellung abweichen zu müssen glaube. Daß die Herrschaft des geometrischen Stils in verschiedenen Perioden Griechenlands, so im Mykenischen, wie später im Dipylon, dort nordischem Einfluß zuzuschreiben sei, halte auch ich für sicher, daß aber dieser Einfluß aus dem so weit entfernten Norden gekommen sein soll, scheint mir mindestens sehr fraglich. Denn überhaupt meine ich mir die Entwicklung der sogenannten neolithischen keramischen Stilarten Mitteleuropas und die Völkerbewegungen, von welchen sie Zeugnis ablegen — auch mir ist die „Keramik der feinste Seismograph für Völkerbewegungen“ — etwas anders denken zu müssen, als Schuchhardt es tut. Meine Meinung hierüber habe ich ausführlich in meinem auch von Schuchhardt angeführten Buch „Die Niederlande in der Vorgeschichte Europas“ dargelegt. Die sogenannte Bandkeramik, als regelrechte Nachahmung leibhaftiger Kürbisse, kann m. E. unmöglich entstanden sein in einer Gegend, wo es keine Kürbisse gab. Da nun Schuchhardt selbst meine Worte über die nördliche Grenze für das Vorkommen dieser Pflanze offenbar mit Zustimmung wiederholt (S. 46), ist es mir unbegreiflich, wie er die Wiege dieser Keramik an der oberen Donau suchen kann. Sie muß im Gegenteil dort gestanden haben, wo auch noch jetzt die Kürbisflasche im Gebrauch ist, in Südeuropa. An einer anderen Stelle erwähnt doch auch Schuchhardt in der Kultur des östlichen Mittelmeeres als „Alteinheimisches in der Keramik“ den Kürbisstil, und mit Recht spricht er dort von einer „Beziehung zu Afrika“ (S. 174). Es muß m. E. auch der mitteleuropäische Kürbisstil aus derselben Quelle hervorgegangen sein und mithin auf eine Völkerbewegung aus dem Süden hinweisen. Wie aber noch im heutigen Afrika Kürbisflasche und Korbgeflecht zusammengehen und zusammen Form und Ornament der Keramik bestimmen, wie sich im ägäischen Süden in der Keramik Kürbisform und Geflechtornamentik nebeneinander finden, so erkennen wir nicht nur auf den Kürbisformen der Donaukeramik dieselben Ornamente, sondern der Rössener Typus und seine Verwandte erscheinen uns nicht wie Schuchhardt als Mischstile, aus dem Einwirken einer nördlichen Kultur auf die mehr südliche entstanden, sondern vielmehr als Zeugnisse des die Kürbisgefäße überallhin begleitenden Flechthandwerks. Überall wo die lebendigen Vorbilder des Kürbisstiles versagten, muß wohl dieser Flechtstil in den Vordergrund getreten sein. So hat sich ganz im Norden, obwohl auch hier noch zahlreiche Kürbisformen von der südlichen Herkunft Zeugnis

ablegen — man vergleiche besonders die in meinem oben zitierten Buche auf S. 32 abgebildete Form, welche hier häufig vorkommt und sich z. B. auch genau so in Italien findet —, der fast reine Geflechtstil der Megalithkeramik entwickelt, aber in derselben Weise entstand auch in mehreren anderen Zentren, wo der Kürbisstil zum Absterben verurteilt war, eine mehr reine Geflechtkeramik, wie z. B. im Nordbalkan, von wo Schuchhardt mit Recht in erster Instanz den geometrischen Einfluß in der mykenischen Ornamentik herleitet. So scheint mir die ganze neolithische Keramik Mitteleuropas auf eine südliche Strömung hinzuweisen, die Kultur des Donaukreises bleibt für mich eine aus dem Süden hergekommene Erscheinung, und ein „nordischer Zug zum Balkan“ in dem Sinne, daß es einen solchen von unseren nordischen Gegenden aus über Mitteleuropa nach dem Süden hin gegeben haben sollte, wird mir jedenfalls nicht von unserem „Seismographen“ nachgewiesen.

Zu den nordischen Erscheinungen in Griechenland rechnet Schuchhardt mit Recht auch das Megaronhaus; daß aber dasselbe auch in so weit entfernten nordischen Gegenden entstanden sein sollte, scheint mir ungläubhaft; jedenfalls ist doch eine derartige rechteckige Hausform in diesen Gegenden vollkommen unbekannt, das einzige, was wir hier wesentlich kennen, ist die dürftige runde oder ovale Wohngrube.

Obwohl wir hier also auf einem der wichtigsten Punkte anderer Meinung sind, so müssen wir dennoch Schuchhardt dankbar bleiben, daß er in so klarer Weise diese Frage gestellt und uns die große Bedeutung einer richtigen Beantwortung derselben für unsere Kenntnis der alten Völkerbewegungen in unserem Weltteile so klar vor Augen geführt hat.

Noch einen zweiten Punkt will ich hier berühren. Es scheint mir, daß Schuchhardt nicht genug den wesentlichen Unterschied hervorgehoben hat zwischen den viereckigen Kammern der eigentlichen Megalithgräber, wie sie auch in unserem Norden einheimisch sind, und den Kuppelgräbern, welche speziell der westlichen Kultur und Mykene angehören, mit denen dann auch meine hölzernen Kuppelgräber (vgl. Schuchhardt, S. 98) untrennbar zusammenhängen. Ein Irrtum des Verfassers ist es, wenn er letztere für Einzelgräber hält; denn öfters wurden die Überreste mehrerer Leichen in denselben gefunden. Die Spuren einer solchen Holzkuppel lassen sich selbstverständlich nur bei einer systematischen Ausgrabung erkennen; deshalb halte ich es für sicher, daß sie eine viel größere Ausdehnung gehabt haben, als man Schuchhardts Worten entnehmen möchte, ja daß viele von den sogenannten Rundhügelgräbern Europas derartige Kuppeln gewesen sind. Nicht nur die Form, sondern auch die gemeinschaftliche Glocken-

becherkeramik beweist m. E. die Zusammengehörigkeit dieser primitiven Holzkuppel mit den Kuppelgräbern des Westens. Die Keramik unserer Gräber ist doch, wie Schuchhardt richtig bemerkt, „bald ein Schnurbecher, bald ein Glockenbecher“. Aber diese beiden gehören aufs engste zusammen; sind doch beide aus Geflechtem mit horizontalen Reifen hervorgegangen, während ihre Technik vollkommen dieselbe ist. Daß man gewöhnlich anders denkt (Schuchhardt 111), scheint mir darin seinen Grund zu haben, daß man unsere sogenannten Schnurbecher gewöhnlich mit der mitteldeutschen Schnurkeramik zusammenwirft, welche Schuchhardt wohl mit Recht als einen Mattenstil charakterisiert und die mir mit jenen denn auch nur den Namen gemeinsam zu haben scheint.

Nun sind gewiß unsere Kuppelgräber mit ihrer Glockenbecherkeramik die Megalithgräbern mit ihrer nordwestdeutschen Keramik gegenüber eine jüngere Erscheinung. Ich lasse hier beiseite, ob man in unseren Holzbauten die frühere Erscheinung sehen will, aus der die steinernen Kuppelgräber hervorgewachsen — weil das mykenische Kuppelgrab in Griechenland doch entschieden einer jüngeren Periode angehört, und wegen des Vorkommens primitiver Kuppelgräber im Nordbalkan möchte man dasselbe dort gern nordischem Einfluß zuschreiben — oder ob man sich mit Schuchhardt diese Form aus den runden Felsengräbern entstanden denken und in den Holzkuppeln unserer Hügel nur eine Verkrüppelung derselben sehen soll; ich gestehe, daß Schuchhardt meine Vorstellung ins Wanken gebracht hat. Auch will ich hier nicht darauf eingehen, daß die Verwandtschaft der Glockenbecher mit dem Michelsberger Typus und den Ledergefäßen mir mindestens sehr fraglich scheint. Eines ist aber sicher, daß wir nämlich hier eine Kultur haben, welche der Megalithkultur gegenüber eine jüngere Strömung vergegenwärtigt, welche eine andere Verbreitung gehabt hat und gewiß von einer jüngeren Völkerbewegung Zeugnis ablegt, der wir in unserer Vorstellung von Alteuropa Rechnung zu tragen haben.

Es drängt sich uns hier noch eine andere Bemerkung auf. Ich muß mich nämlich immer wundern, wie leichtfertig man meistens die Erscheinungen in den verschiedenen Teilen der prähistorischen Welt zu datieren gewöhnt ist. Auch wenn man annehmen darf, daß, wie es uns Schuchhardt so oft mit so guten Gründen lehrt, gewisse Erscheinungen der klassischen Welt in mehr primitiven Formen des barbarischen Westens ihre Vorbilder gehabt haben, so sind deshalb doch nicht alle derartigen Erscheinungen im Barbarenlande an sich älter als ihre Parallelen am Mittelmeer. Hat sich doch auch dieselbe Kultur im Barbarenlande noch fortgesetzt, ja wer weiß, wie lange noch. Wenn z. B. Schuchhardt uns in schlagender

Weise die Verwandtschaft der großen Kreisanlagen im Westen mit dem Gräberbund hinter dem Löwentor von Mykene erklärt hat, hat er dann wirklich deshalb das Recht hinzuzufügen, daß erstere alle für sich „um ein oder mehrere Hunderte Jahre älter“ seien als letzteres? Vielleicht hat man noch im westlichen Barbarenlande auf diesen Festplätzen die Totenfeier abgehalten, nachdem im Osten schon lange die Herrlichkeit Mykenes untergegangen war. Es trifft diese Bemerkung nicht so sehr Schuchhardts Buch, als die meisten Datierungsversuche unserer Prähistorie. Nur hätten wir gewünscht, daß das so originelle Buch sich auch in dieser Hinsicht nicht so ohne weiteres dem Hergebrachten anschlosse. Dieser Wunsch stellte sich mir öfters bei der Lektüre ein; so besonders auch bei der übrigens so klaren Darstellung der verschiedenen Kulturen der sogenannten Bronzezeit Mitteleuropas.

Aber gerade hier, besonders bei der Behandlung der Lausitzkultur, zeigt Schuchhardt sich wiederum in seiner vollen Kraft. Was er schon früher kurz ausgesprochen, hat er hier ausführlich dargelegt und m. E. unwiderleglich erwiesen, daß die Keramik dieser Kultur im Germanenlande selbst aus der neolithischen hervorgegangen sei. Nur möchte ich fragen, ob nicht vielleicht die Buckel dieser Keramik doch aus dem Osten hergekommen sein möchten, wie doch auch „das Metallinventar der Lausitzkultur allerhand Stücke aus dem Osten aufgenommen hat“. Auch die späteren Einflüsse, welche diese Kultur erfahren hat, läßt Schuchhardt uns klar erkennen, und das spätere Nachleben derselben, selbst noch in der römischen Kaiserzeit, stellt er uns in treffenden Beispielen vor Augen. Nur möchte ich hierzu noch bemerken, daß es also in sehr vielen Fällen unmöglich sein wird zu bestimmen, ob gewisse Funde wirklich „altlausitzisch“ seien, oder nur „ganz altlausitzisch anmuten“, aber in Wirklichkeit der Zeit der beginnenden Völkerwanderung angehören. Auch hier hat man sich meistens angewöhnt, alles so alt wie möglich zu machen.

Es ist leider unmöglich, auf knappem Raum dem Verfasser nach allen Seiten seines weiten Gebietes zu folgen. Über manche Kulturperioden geht auch er nur kurz hinweg, obwohl es auch dabei oft nicht an schlagenden Bemerkungen fehlt. Auch wir wollen weitere Bemerkungen zurückhalten. Nur sei noch gesagt, daß wir unmöglich mit Schuchhardt in der Tierornamentik eine originale Leistung der Germanen sehen können; hier muß m. E. gewiß doch Asien ein kräftiges Wort mitgeredet haben. Man braucht nicht alle Theorien von Strzygowski und anderen als richtig anzuerkennen, um dennoch zugeben zu müssen, daß darin gewiß ein wahrer Kern steckt. Gewiß darf man aber auch nicht erwarten, daß wir sofort auf allen

Punkten einig sein sollten. Ein Buch wie dieses, das in so originaler Weise so unzählige Probleme so kurz gefaßt behandelt, muß notwendigerweise auch haben „*les défauts de ses qualités*“. Aber das ist nebensächlich. Gerade diese originale Auffassung, welche sozusagen die Prä-historie zur Kulturwissenschaft macht, wird hoffentlich in weiten Kreisen ihren Anhang, die neuen Wege, welche Schuchhardt uns gezeigt, werden ihre Betreter finden. Besonders möchte man das Buch auch in den Händen derjenigen Historiker und Philologen wünschen, die noch immer in der Vorgeschichte nicht eine mündige Wissenschaft sehen können — ob es in Deutschland noch solche gibt, weiß ich nicht. Wenn überhaupt etwas, so kann Schuchhardts Alt-Europa sie belehren, wie gerade unsere Wissenschaft für die ältere Geschichte eines Volkes Probleme zu stellen und oft auch zur Lösung zu bringen vermag, von welchen keine andere auch nur eine Ahnung haben kann.

Den deutschen Fachgenossen und den vielen andren, welche nicht die Psychose dieser Schreckenszeit hat vergessen lassen, was sie für ihr eigenes Wissen der deutschen Wissenschaft verdanken, wird das Buch gewiß eine große Freude bereitet haben. Sorgenvoll haben sie sich gewiß oft gefragt, was das Schicksal uns auch auf diesem Gebiete noch übrig lassen werde. Das Erscheinen dieses Buches gerade im Jahre 1919 gibt auf diese bangen Fragen eine trostreiche Antwort.

Voorschoten bei Leiden (Holland).

J. H. Holwerda.

Veröffentlichungen des Vereins für Heimatkunde in Kreuznach (früher Antiquarisch-Historischer Verein) Nr. 29 bis 32 (1918/19).

Wenn die Umgebung von Kreuznach bzw. das untere Nahegebiet in der vorgeschichtlichen Literatur bisher nur eine unbedeutende Rolle gespielt hat, so trägt die Hauptschuld nicht etwaige geringe Besiedelung infolge von Unfruchtbarkeit oder Unwegsamkeit des Geländes, sondern einzig und allein die Unzulänglichkeit der archäologischen Erforschung und Veröffentlichung. Gehört doch ein großer Teil des Kreises Kreuznach zu den gesegnetsten Gefilden der Rheinlande. Die Hänge des Nahetals sind bis gegen Kirn von fruchtbarer Lößschicht bedeckt und von Reben bewachsen, desgleichen die unteren Talwandungen der Seitenbäche, des Gulden-, Gräfen- bzw. Fisch- und Gaulsbachs, und vorrömische und römische Wege durchqueren das Land in den verschiedensten Richtungen. In der Tat sind auch längst zahlreiche Streufunde da und dort zum Vorschein gekommen, die auf eine dichtere Besiedelung fast in allen Perioden schließen lassen, indessen sind sie, in viele Museen und Privatsammlungen ver-

streut oder völlig verschollen, bisher nur wenigen Forschern bekannt geworden.

Es ist daher ein großes Verdienst des Kreuznacher Vereins für Heimatkunde und seiner neuen Leitung, daß er in mehreren, sich rasch folgenden Heften dieses Material in zusammenfassender Darstellung der all-gemeineren Benutzung vorlegt und durch Ergebnisse neuester örtlicher Untersuchungen ergänzt. Leider verbietet es die Knappheit des hier zur Verfügung stehenden Raumes, auf den reichen Inhalt der verschiedenen Hefte näher einzugehen, vielmehr können wir nur andeuten, inwieweit bis jetzt die Grundzüge der ältesten Kultur- und Besiedelungsgeschichte des Kreises Kreuznach gewonnen sind.

Für die paläolithische Zeit mußte es jedem Forscher längst auffallen, daß die Umgebung des an Tierweltfunden doch so ergiebigen Mainzer Beckens bisher so gut wie keine Siedlungsspuren des Menschen aufzuweisen hatte. Nun konnte im Jahre 1915 K. Geib im Lindengrund bei Heddesheim im unteren Guldenbachtal eine Feuerstelle von Magdalenien-Jägern feststellen, die neben zahlreichen Knochen vom Wildpferd, Rentier, Wisent, Bär, Eisfuchs usw. auch einen Faustkeil aus Rollstein zum Aufschlagen der Markknochen ergab. Diesem hochehrföhrlichen Ersterfolge werden sich hoffentlich alsbald weitere ähnliche Entdeckungen anreihen, vermutlich auch in oder bei den Stromberger Höhlen, deren faunistischer und floristischer Inhalt bereits von Geib früher behandelt wurde¹⁾.

Von den verschiedenen Kulturen der Neolithik sind bereits so ziemlich alle mittelrheinischen Abarten vertreten, der Michelsberger Typus allerdings erst schwach, da der Charakter der Höhensiedlung auf dem Galgenberg bei Neubamberg noch nicht völlig aufgeklärt ist, um so reicher die Bandkeramik bei Bingerbrück, Sarmsheim, Laubenheim, Dorsheim, Langenlonsheim bis Rüdesheim bei Kreuznach. Ein von H. Lehner bei Sarmsheim aufgedecktes viereckiges Pfostenhaus (Bonn Jahrb. H. 124, S. 104 f.) erfährt durch K. Geib eingehende Besprechung und Rekonstruktion (Modelle im R.-G. Zentralmuseum in Mainz und in Kreuznach)²⁾. Es entspricht im wesentlichen dem Bild der neolithischen Hausurnen aus Mähren. — Die Rössen-Niersteiner Keramik von Bretzenheim, an der Kloninger Mühle und bei

¹⁾ Veröff. d. Ver. f. Heimatkunde in Kreuznach Nr. 30: Die Besiedelung des Kreises Kreuznach in der älteren und jüngeren Steinzeit, 1918 (K. Geib), 28 Seiten, 7 Abb. Vgl. auch K. Geib, Beiträge zur Geologie von Stromberg und Umgebung, Kreuznach 1914 (Bl. f. Mosel, Hochwald u. Hunsrück, 1912, Nr. 8, S. 57 f.).

²⁾ 32 Veröff. (1919), („Beitrag zur Kenntnis des Hausbaus in der jüngeren Steinzeit“) S. 31—40 mit 5 Abb.

Rüdesheim erinnert an Erscheinungen des Lahntals. Die „Zonen“-Keramik wird durch ungemein zahlreiche, spitznackige Steinbeile bekundet, auch in Jadeit, und zwar im ganzen zurückliegenden Waldgebiet, namentlich auf hervorragenden Höhen, während die Überreste der Bandkeramik und Rössener Kultur sich auf die Lößflächen des Nahetals und der Seitenbäche beschränken. — Die Schnurkeramik hat als Reinkultur den Rheinstrom nicht überschritten, sondern nur in Mischung mit der Zonenkeramik („Schnurzonkeramik“). Um irgendwelche Ansätze lokaler Weiterbildungen festzustellen, ist das keramische Material noch nicht zahlreich genug. Die Bandkeramik des „Plaidter Typus“ stimmt mehr mit der Wormser als der Eifelgattung überein. Von Interesse sind auch die Muschelfunde, welche in der Präh Ztschr. IX (1917) S. 49 f. von K. Geib besonders besprochen sind. Zu dem in der Literatur meist noch als mesolithisch geltenden Depotfund von Dorsheim kann G. Behrens weitere Stücke in Privatbesitz nachweisen; er erklärt die Feuersteinklingen als nichtfertige Handelsware, und zwar aus neolithischer Zeit, ohne daß aber die Kulturgruppe, für die sie bestimmt war, sich bereits näher bezeichnen ließe¹⁾.

Die bronzezeitlichen Funde sind von G. Behrens zusammengestellt²⁾. Das bisherige Fehlen der frühesten Stufe, des Adlerbergtypus, beruht wohl nur auf Zufall. Die Hügelgräberzeit hat schon mehr nachweisbare Überreste hinterlassen, an den Rändern der Talhänge und im Gebirge, bei Langenlonsheim, Waldlaubersheim, Brauweiler, auf der rechten Naheseite bei Gensingen (goldenes Armband), Sprendlingen, Altenbamberg, Obermoschel u. s. w. Die zahlreichsten Funde stammen aus der sog. Urnenfelderstufe, Depots, Grabinventare, Einzelfunde fast von allen Orten des anbaufähigen Nahetals von Bingen bis Kreuznach, doch steht die systematische Untersuchung einer größeren Nekropole noch aus. Auch die Hinterlassenschaft der Hallstattzeit ist von demselben Verfasser behandelt³⁾. In dem älteren und mittleren Abschnitt noch selten, wird sie im jüngeren immer häufiger, wo die von Westen kommende Jäger- und Hirtenbevölkerung des Mehrerer Typus auch die letzten Ausläufer des Hunsrückes nach Nahe und Rhein ziemlich dicht besiedelt hat (Dorsheim, Langenlonsheim, Waldlaubersheim, Walderbach, Stromberg, Schoenberg, Sponheim, Seesbach, Brauweiler, Hennweiler, Oberhausen, Kirn, Odern-

heim, Desloch, Alsenz, Eberburg, Wonsheim, Eckelsheim usw.). Wie sich das Verhältnis zwischen den Überresten der älteren Ackerbaubevölkerung rheinischen Ursprungs und dieser westlichen Hirtenbevölkerung im einzelnen gestaltet hat, läßt sich bisher noch nicht erkennen, namentlich da auch die weitere Verbreitung der verschiedenen Schmucksachen durch den Handel zu berücksichtigen ist, wie das dankenswerte Verzeichnis der Fundstellen der „Brust-“ und „Wendelringe“ der Hunsrückkultur lehrt.

Von Interesse und Verdienst ist auch die eingehende Darstellung aller Siedlungsreste eines Einzelortes, Laubenheim an der Nahe, durch den so rührigen Lehrer P. Jüliger in Münster bei Bingerbrück, in Zusammenarbeit mit einem heimatliebenden Bewohner von Laubenheim, Peter Adam¹⁾. Es ergibt sich ein charakteristisches Siedlungsbild von typischer Bedeutung, welches im kleinen das Ergebnis der Gesamtbehandlung bestätigt. Im Talgrund an der Ausmündung einer kleinen Mulde nach der Nahe lag die mittelalterliche, fränkische und römische Siedlung, etwas weiter zurück an den Rändern der Lößterrasse hatten sich die ackerbautreibenden Stämme vorrömischer Zeit niedergelassen (Latène-, Hallstatt-, Urnenfelderstufe, neolithische Bandkeramik), oben auf der Heidefläche der nach dem Flusse vorspringenden Bergrücken erheben sich die Grabhügel der Jäger- und Hirtenvölker, deren Hütenstellen über dem Quellengebiet jener Mulden zu suchen sein werden. Auf der Mitte jener Bergnasen führen die ältesten Wege zu Tal, einmündend auf die die Nahe begleitende Hochuferstraße.

Liegt einmal auch die von G. Behrens in Bearbeitung befindliche Zusammenstellung der Latèneufunde vor, so besitzen wir für das untere Nahetal eine vorzügliche, durch zahlreiche Abbildungen illustrierte vorläufige Orientierung für die vorrömische Periode, bis einmal die schon ins Auge gefaßte archäologische Karte alles zusammenfassen und vervollständigen wird. Schon jetzt hat eine systematische Bereisung, Aufnahme und wo möglich Untersuchung des ganzen Gebietes eingesetzt, um weiter zu retten, was zu retten ist und die nunmehr klarliegenden Lücken in der Entwicklungsgeschichte der Gegend möglichst auszufüllen. K. Schumacher.

L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, II, 4 (1918). Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie Heft 30. Berlin Weidmann. Das Schlußheft des II. Bandes behandelt außer den herminonischen Batavern und

¹⁾ 32. Veröff. (1919) S. 20—30 („zum Dorsheimer Depotfund von Feuersteinklingen“), mit 10 Abb.

²⁾ 29. Veröff. (1918): „Bronzezeitliche Funde von der unteren Nahe“, 15 Seiten, 5 Abb.

³⁾ 31. Veröff. (1919): „Die Hallstattzeit an der unteren Nahe“, 31 Seiten, 8 Abb.

¹⁾ 32. Veröff. (1919), S. 1—19: „Urzeitliche und frühgeschichtliche Ansiedelungen und Altertümer in Laubenheim a. d. Nahe“, mit Karte und 8 Abbildungen.

Kannanefaten (S. 367—93) die istwäonischen Völker, die Sugambri, Marser, Usipier, Tencterer, Tubanten, Bructerer, Ubier (S. 393 bis 432) und die Franken (S. 433—614).

Wie schon in den früheren Heften hat Schmidt nicht nur die äußere Geschichte dieser Stämme in erschöpfender und vorsichtiger Ausnutzung der literarischen Quellen dargestellt, sondern auch die inneren Zustände, Kultur, Siedelungsgeschichte usw. nach den Aufschlüssen der archäologischen Bodenforschung geschildert. Während er dieser letzteren gegenüber anfänglich noch ziemliche Zurückhaltung übte, hat er in den neueren Heften ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. In einer seiner jüngsten Arbeiten: „Zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens“ (Neues Archiv f. sächsische Gesch. u. Altertumskunde XL, S. 114 f.) bezeichnet er die Ergebnisse der Bodenforschung sogar als „von nicht geahnter Tragweite und Zuverlässigkeit“. Es ist dies ein sehr erfreulicher Fortschritt, der gegenüber anderen neueren Veröffentlichungen unserer Historiker nur mit Genugtuung hervorgehoben werden kann und manchen Abschnitten des Buches gewissermaßen erst Fleisch und Blut verliehen hat.

Bei der Knappheit des Raumes können wir unsere Dankbarkeit nur durch einige Anregungen und Berichtigungen kleinerer Versehen betätigen. Seite 392 ist der Aufsatz Holwerdas, *Mnemosyne* 41 (1913) S. 1 f. (de Frisiis Batavique patriae nostrae incolis) erwähnt, nicht aber dessen Irrtum zurückgewiesen, insofern er frühhallstädtische Gefäßformen aus dem Chattengebiet ähnlichen Spätlatèneformen der Bataver gleichgestellt und daraus den engeren Zusammenhang von Chatten und Batavern erschlossen hat. Die Vermutung, daß die ältesten Sitze der Sturier auf Grund der in Walldürn gefundenen Inschrift der *exploratores* Stu . . . am Main gelegen haben könnten (S. 404), ist nicht nur wegen der zweifelhaften Ergänzung der Inschrift unwahrscheinlich, sondern auch weil in der Gegend von Walldürn-Gerichtstetten sich Gallier bis nahe an die Zeit der römischen Okkupation heran nachweisen lassen. Die Tenctererschlacht *ad confluentem Mosae et Rheni* nimmt der Verfasser mit Recht in der Koblenzer Gegend an, hätte aber in der Gleichsetzung der *Ambivariti trans Mosam* und des *vicus Ambitarvius* „in Trevisis supra Confluentes“ etwas vorsichtiger sein dürfen (S. 409, vgl. auch *Germania* II, S. 104). Für die Annahme von Usipiern und Tencterern in der Gießener Gegend vor dem Jahre 58 (S. 406 f.) ist die Tatsache wichtig, daß neuerdings am Frauenberg bei Marburg und bei Mainzlar im Lumdaltale germanische Grabhügelfunde der Spätlatènezeit zum Vorschein kamen, die weder chattisch wie die Funde von der Altenburg (Mattium), noch suebisch wie die von Nauheim sind und sich auch von denen des

Dünsbergs teilweise unterscheiden; einige haben noch ausgesprochen norddeutschen Charakter, neuere Funde von Muschenheim sogar den „ostdeutschen“ Mäander. Bei den Funden vom Fliegenberg bei Troisdorf und ähnlichen, die S. 414 f. den Usipiern, Tencterern und Tubanten zugeschrieben werden, ist nicht genügend zwischen den älteren Kulturresten des letzten Jahrh. v. Chr. und denen der späteren Kaiserzeit geschieden, die verschiedenen germanischen Stämmen angehören. Zu der Frage der Bructererkultur südlich des Teutoburger Waldes (S. 421) ist jetzt auch Mannus X, 1918, S. 115 heranzuziehen. Gegen die „Landwehren“ der Ubier wäre mehr Vorsicht am Platze gewesen (S. 426). Für den Namen und Ursprung der Ripuarier (S. 456 f.) ist jetzt A. Rieses Aufsatz *Germania* III, S. 38 f. zu vergleichen, der die Ripuarier nicht für Franken hält. Der Satz S. 556: „in den Quellen ist die *Francisca* vielfach als *Doppelaxt* [*bipennis*] bezeichnet, während in den Gräbern keine solche nachgewiesen ist“, enthält insofern eine Ungenauigkeit, als *Doppeläxte* gelegentlich, wenn auch selten, in belgischen Reihengräbern sowohl als Waffe wie in Form von Schmucknadeln vorkommen. Auch der Satz (S. 557): „die *Spatha*, das zweischneidige Langschwert, geht sicher auf die römische Reiterwaffe zurück“, ist nur bedingt richtig, da sie wie das römische Reiterschwert eine Weiterentwicklung der einheimischen Spätlatèneform darstellt. In der ausführlichen Schilderung der fränkischen Ausstattung vermisste ich geschlossene Bilder für einzelne Zeiträume und Gegenden, wie sie z. B. die *Mainzer Zeitschrift* XIV (1919) S. 1 f. von G. Behrens behandelten Kriegergräber des 5—7. Jahrhunderts ergeben.

Doch genug dieser kleinen Anstände und Wünsche. Angesichts einer so vortrefflichen Arbeit wie der Schmidts und eines Buches wie A. Dopschs *Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung I* (1918), Werke, welche die Erkenntnisse unserer archäologischen Bodenforschung in vorsichtiger und geschickter Weise für ihre historische, kulturgeschichtliche und sozialwirtschaftliche Darstellung zu verwerten verstehen, dürfen wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß das Eis der akademischen Zurückhaltung gegen die vor- und frühgeschichtliche Forschung allmählich gebrochen ist. Gewiß sind die Urkunden des Bodens noch schwieriger zu lesen und vieldeutiger als die der literarischen Tradition, doch sind auch für jene durch wachsendes Material und verbesserte Methode sichere Grundlagen der Interpretation geschaffen und Ergebnisse erzielt worden, die nicht ohne Schaden der Sache ignoriert werden können.

K. Schumacher.